Der
Breslauische Erzähler.

Eine Wochenschrift.

No. 4.

Sonnabend, den 25ten Januar 1800.

Das Kaffeehaus zu Marienau.

Apologie des Kupfers.

Hohe, schattige Eichen, blühendes Gesträuch, grüne Rasensizze, ein liebliches Ziegeldach — o Maler, ist das der Wohnort reizenden Vergnügens aus der Ideenwelt, eine Fantasie von einer Hütte glüklicher Freude, wo man, nicht mit Furchen drükkender Sorgen an der Stirne, sich zu zerstreuen sucht? . . . . Nun ja! ich sehe, daß ich irrte, du spottetest mit deinen Kindern der Fröhlichkeit — nicht ein heiteres Auge bei allem Aufgebot der Lust; es ist keine Traumwelt; es ist unsere Welt, das sind unsre Menschen, so bunt ist der Schauplaz unseres Lebens. —

Aber . . . Scherz ist's doch auch, daß der feine Herr dort, der mit dem merklichen Mangel an Selbstständigkeit, der schönen Dame die Hand küßt, mit oder ohne Neigung, um ihr aufzuwarten, denn

er scheint selbst des Aufwartens zu bedürfen, Scherz, wie der andere neben an anderm Bedürfniß, wovon sein Bauch Atteste weiset, fröhnt, in Vergleich mit dem Makronenmagen hier im Vordergrunde, der sich an Kuchen erquikt; Scherz ists — aber mir scheint's, wir begegnen hier dem Schiksal in der Nacht, wenn wir unter diesen Leuten Freude suchen. Und der, dessen Hauptschmuk, mit Jean Paul zu reden, dem Sterzfraß gleicht, abgeschoren wie einst Geächtete, ladet so wenig als der Dikbauch und der galonirte Herr hinter ihm zum Lustigsein ein. Da hat die Musik zu thun, sie scheint aber träge. Oder ist das Mode? — Maler, du spottest, sind das unsre Menschen? Kaum glaublich, vielleicht sind es Abarten, denn ich sehe nicht weit davon ehrsame, rechtliche Leute: dieser Kontrast ist also Folge der Mode und Mode — Karrikatur? . . . Hinweg damit: Vergnügen scheint der Hauptzwek; noch sehe ich seine Aeußerung aber hier nicht, es wäre denn, sich in neuen Kleidern zu zeigen, ein Hündchen zu tragen oder eins zu führen, und o! dann! . . . . Auch der mit der langen Pfeife giebt wenig vergnügliche Beweise von sich; stiefmütterlich von der Natur gebaut, oder verbaut durch Kunst, scheint er keinen bessern Griff in die Saiten der Fröhlichkeit zu thun, als, weil er kurz ist, nach dem langen Pfeifenrohr. — Doch allen Diesen das Ihre! — Lustig soll's einmal hier hergehen; wer weis, obs nicht so auch seyn kann. Und da kommen ja Wagen gefahren, dort stehn Reitpferde: also auch reitendes und fahrendes Vergnügen; mithin überall blos Sinnlichkeit! Es sei! Es sei! Im Kaffeehause ist nichts Anderes zu suchen. —

Und

Und endlich die dunkeln Laubengänge? — Hier nisten wohl nicht lauter Nachtigallen? Schade, daß die Vögelchen nicht auch ansichtlich sind. Wahrscheinlich wollte der Maler Kozebue'n nicht ins Handwerk greifen: der hat sich im Natürlichen zum Unnatürlichen das Meisterrecht — erschrieben; hat gleichsam ein Privilegium, in der Darstellung das Publikum von Kopf bis zu Fuß zu konterfeien, vom Geschmak des Publikums selbst erhalten; er weis den Pinsel dazu, wie der Tischler den Hobel, zu führen, und dem wollte wohl der Maler nichts abborgen. Uiberlassen wir also dies Hobeln und Zeichnen ihm, und gehn zum Guten über, was uns das Küpferchen weißt. — Recht, Vergnügen ist Nothwendigkeit zum Leben, um wirksamer zu nüzzen. Brav, arbeitsamen Bürgern, wirthlichen Hausmüttern, nüzlichen Staatsbeamten, fleisigen Lehrern gebührt ein Ort des Vergnügens, Geist und Körper zu stärken: mögen sie ihn nur immer finden, ungestört vom Schwarme der Müssiggänger; sie haben das erste Recht dazu, und die fröliche Jugend geselle sich ordentlich bei. Die Darstellung eines solchen Orts ist löblich. Seine Verherlichung hängt ja oft nur vom augenbliklichen Genusse ab. Deswegen gefällt mir deine Malerei, Freund, ungeachtet des Gerügten, doch immer wieder. Es ist nun einmal nicht anders: das Schlimme ist immer der Nachbar, der Schatten des Guten, und daher nochmals, du hast uns die Wahrheit gezeigt. . . . Apropos — aber die Mädchen dort? — Sind's liebliche Blumen aus dem Garten der Wirthlichkeit, welche reifen zu guten Hausmüttern? — Wie's scheint, beinahe wieder

betrogen! — Wie viele Tulpen, wie wenig Rosen! Diese haben unbesungen ihren unläugbaren Werth, der nimmer sich verliert; sie bestehen in ihm; jene aber, täuschenden Anbliks, verdienen schon ein Liedchen, ein Gaskonettchen; das des Hagestolzen, welches wir hier anfügen, verewige sie!

Lied eines Hagestolzen.

Mel. „Ohne Lieb' und ohne Wein rc."

Wohl mir, daß ich ledig bin
Bei dem Prunk der Zeiten! —
Mag wohl heute noch ein Mann
Diesen Prunk bestreiten?
Bringt er etwas auf und an,
Ists zu Puz und Kleider.
Aermer wird der reichste Mann,
Reicher Jud' und Schneider!

Wohl mir, daß ich ledig bin
Beim Geschmak der Zeiten!
Flitterstaat und Tändelei,
Grosse Kleinigkeiten,
Süsselnde Kleinmeisterei,
Ein Gefühl, wie Seide,
Und ein Herz, so weich wie Brei,
Macht den Mädchen Freude!

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Kaum entschlüpft den Windeln,
Lehrt die Mutter schon ihr Kind
Liebeln und empfindeln.
Buchstabiert's kaum, geht's geschwind
An's Romanenlesen;
Drob verseufzt das liebe Kind
Haus- und Mutterwesen.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Ihre Händchen bleichen,
Und die Wangen, weiß und roth,
Färben und bestreichen,
Und — verzeih' es ihnen Gott! —
Tanzen sich halb tode;
Dies ist izt, o liebe Noth!
Dies ist izt die Mode.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Gekken, ohne Wissen,
Dürfen heute hin und her
Unsre Mädchen küssen.
Sei ihr Kopf auch noch so leer —
Düften, schmeicheln, schimmern:
Kannst du das, behagst du sehr
Unsern Frauenzimmern.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Näherahm' und Rädchen
Sind auf Dörfer izt verbannt;
Machen unsern Mädchen
Du bon ton nur Spott und Schand,
Nähen, Spinnen, Zwirnen,
Sei für keine zarte Hand —
Zieme Bauerdirnen.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Noch um Neun im Bette
Kaffee schlürfen, bis zwölf Uhr
Vor der Toilette
Fälteln Puz und Haarfrisur,
Bis Glok drei Uhr tischen,
Und, dies heischt die Mode nur! —
Fein die Karten mischen.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
In die Küche schauen
Schilt der Etikette Zwang,
Schände Standesfrauen.

Werden doch die Damen krank
Blos von Rauch und Feuer.
Fort drum mit dem Sing und Sang
Nach der alten Leier.

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Blieben unsre Ehen,
Wie der Väter, doch verschont
Von den Cicisbeen!
Denn seitdem sie eingewohnt
In der Damen Hirne,
Scheint der liebe halbe Mond
An so mancher Stirne. . . .

Wohl mir, daß ich ledig bin!
Ledig will ich leben,
Und mit freiem Herz und Sinn
Gut zu handeln, streben. —
Brüder, dies ist auch Gewinn!
Den will ich erwerben. —
Wohl mir, daß ich ledig bin,
Ledig will ich sterben.

— pf.

Seitenblikke auf den Spaziergängen durch und um Breslau. *)

Die moderne Lebensart.

Der Umgang des menschlichen Lebens hat die Hälfte seiner Annehmlichkeiten verloren, seitdem Ver-

*) Unvorhergesehene Hindernisse machen es nicht möglich, in diesem Stükke die Fortsezzung der Spaziergänge durch und um Breslau als Uiberblik des Ganzen zu liefern: bis zu deren Beiseitigung, welche ehestens getroffen seyn wird, nehme der Leser mit Seitenblikken vorlieb, die ohnedies als Episoden zum Hauptgegenstand gehören.

Verstellungskunst zur Lebensweise eine nothwendige Eigenschaft ward. Auch unser Breslau traf dies Loos. Auch hier sezte dieser böse Grundsaz wahre Laster in die Stelle der Tugend. Er stürzt die Gesellschaftlichkeit um, er macht aus der angenehmsten Unterhaltung ein beständiges Studium der Kunst, sich zu belügen, sich zu täuschen, sich zu betrügen. Es ist Mode geworden, nicht mehr aufrichtig zu seyn. Statt der Aufrichtigkeit, statt des Edelmuths, statt der Wohlthätigkeit suchen Viele auch hier nur den äusserlichen Schein dieser Tugenden zu erhalten und durch Komplimente der Eigenliebe Andrer zu schmeicheln, und das heißt — Lebensart haben. — Allenthalben in grossen Städten trift man auf diesen Zug der modernen Welt, und ich rüge ihn hier von Breslau nicht sowohl deswegen zuerst, weil ich ihn da auch traf, sondern vorzüglich deswegen, um das Gute, was ich noch neben ihm so schön bestehend fand, und wovon wir künftig ein grösseres Gemälde aufstellen werden, desto hervorstechender zu bezeichnen. — Ein geistreicher Schriftsteller sagte einmal ironisch: „Lebensart ist die Nachahmung der Rechtschaffenheit." An diese Nachahmung nur hält man sich heut zu Tage. Es scheint, die wahren Empfindungen für Tugend und Rechtschaffenheit seien in der Iztwelt erschöpft, man handelt daher wie in einer belagerten Stadt zur Zeit der höchsten Noth: man giebt falschen Münzen den Werth guten Geldes.

Dieser Mangel an Aufrichtigkeit sezt den Redlichen oft in die größte Verlegenheit, und zwingt ihn zur Verachtung. Sollte man, denkt er, nicht auf Men=

Menschen rechnen können, die uns alle ihre guten Dienste anbieten, die sich die Mühe geben, uns zu überreden, daß sie die Gelegenheit, sich um uns verdient zu machen, recht sehnlich erwarten? Nun kommt aber einmal der Fall, daß ich der Freundschaft eines andern wirklich bedarf, und — an Worten — „wie gerne er mir diente; wie tausend Umstände es ihm aber izt nicht erlaubten, wie sehr ich übrigens in andern Fällen auf ihn zählen könne," — fehlt's ihm nicht, desto mehr an dem Willen, mich aus meiner Noth zu reissen. — Grausamer! Unedler! warum hast du mich durch falsche Höflichkeit zu diesem erniedrigenden Schritte verführt? warum mich bewogen, dir mich zu entdeken? — Ha — weil es die Lebensart so wollte! — — Es hat das Ansehen — und dies ist traurig — als wenn die Menschen einen stillschweigenden Vertrag gemacht hätten, sich durch nichts bedeutende Worte zu bezahlen und zu betrügen — sich Dienste anzubieten, die sie zu leisten nie gesonnen sind, und sich wechselweise Versprechungen zu machen, die keiner zu halten gedenkt. Alles ist Maske. Man besucht Personen, die einem gleichgültig sind — man erkundigt sich nach der Gesundheit desjenigen, dessen Tod uns keine Thräne kosten würde. Man umarmt Fremde, die man nie gesehen hat, schließt sich an sie an, und verspricht ihnen zu dienen — und denkt an nichts. Man bezahlt mit Worten und die Eigenliebe befindet sich wohl dabei. Wenn ein Vornehmer uns recht höflich empfängt, das ist uns fast lieber, als Ehrlichkeit. — Selbst Schriftsteller tragen zu diesem Sittenverderbniß bei. Sie sagen: Politesse sei

die Kunst, jedermann gefällig zu seyn. Sie zeige den Menschen von aussen, wie er von innen seyn soll. Es ist also genug, daß man scheint. Welche Sofisterei! — Wenn man nur höflich ist, so braucht man weiter nichts zu seyn. Man wird doch in Gesellschaften gelobt, und — verschweigt man die Wahrheit — als ein Mann von Verdiensten dargestellt. Man kömmt fort. Man findet seines Gleichen bald. Schmeichle, sage Verbindlichkeiten, halte nach den Leidenschaften der Menschen bald die, bald jene Maske vor das Gesicht, und studiere die Schwächen andrer, du brauchst kein Tugendfreund zu seyn, keine Kenntnisse zu haben; besser wirst du fortkommen, als das nakte Verdienst. Warlich, man möchte die Frage aufwerfen: welcher Unterschied wohl zwischen einer solchen Lebensart und der wirklichen Betrügerei seyn mag? — Und noch mehr, vor dem Betrüger weis ich mich zu hüten, aber wie bei dieser Lebensart? Und wie wenig trägt sie zum wahren Genusse des Lebens bei? —

Die wahre Höflichkeit gründet sich auf das Naturgesez: Behandle andre, wie du von ihnen behandelt zu seyn wünschest! Menschlichkeit und Geradheit leiten die Handlungen und Schritte eines jeden Rechtschaffenen, der keine krummen Wendungen kennt, sie verachtet. Aechte Höflichkeit besizt also nur der Tugendhafte. Andrer Umgang mag mehr Glänzendes, ihre Unterhaltung mehr Zierlichkeit, ihre Manier mehr Anstand haben: aber edle Unbefangenheit und Herzlichkeit ist da nichts zu suchen. —

Jenseits des Rheins wurde mir dieser Geradsinn,

 diese

diese Redlichkeit der Schlesier, der Breslauer sogar gerühmt, und — ich habe, wenn auch nicht, was ich erwartete, doch ich habe einen großen Theil des Gerühmten wahr gefunden. Ich habe Menschen kennen gelernt, denen die abgezirkelten Worte der Komplimente, abgemessene Bükling und täuschende Wortdrehereien fast ganz fremd sind, habe wonnige Stunden gelebt im Umgange solcher Edeln, und ungezwungene, natürliche Manieren, Worte aus dem Herzen und an das Herz, Wahrheit in Bliken und Unterhaltung und reine Sittlichkeit bemerkt und vernommen, und nichts änderte die Redlichkeit ihres Betragens. Weder modische Grundsäzze, noch veränderliche Maximen hatten Einfluß auf sie, weder Steifheit noch Ziererei drechselte ihren Umgang. Angenehm, reizend ist so ein Umgang. Heiterkeit verbreitet sich über die ganze Gesellschaft. Man scherzt — aber nicht bitter — man lacht — aber nicht auf Kosten der Abwesenden — man spottet auch — aber nur über Eitelkeit und Thorheit der Menschen, nicht über Unglükliche. Jeder läßt den Andern in sein Herz sehen, und Harmonie schlingt die schönsten Bande um diese guten Menschen: mögten in Breslau deren recht Viele seyn!! —

K.

Der arme Teufel.

Eine Erzählung.

Ich suche mich zu vergnügen, in welcher Gesellschaft es auch sei. Der Wiz im zerlumpten Kleide gefällt

gefällt mir nicht minder. Dem Forscher nach Menschenkenntniß ist jede Klasse bemerkenswerth. —

Einst gieng ich auf einer Strasse zu ** spazieren. Es war ohngefähr um die Zeit, wo Jeder zum Mittagsessen zu gehen pflegt. Nur Wenige wandelten diese Strasse, und meistens Menschen, welche, nach ihrem äussern Ansehen, lieber hier ihren Hunger zu vergessen, als sich Eßlust holen zu wollen schienen. Ich sezte mich ohnfern der Häuser, da, wo eine Allee in einen herrschaftlichen Garten führte, auf eine Bank, an deren anderm Ende ein Mann voller Lumpen saß.

Wir räusperten beide, husteten, nahmen Tabak, sahen uns bisweilen an, kurz, wir thaten Alles, was gewöhnlich zwei Unbekannte thun, welche gern mit einander sprechen mögten; endlich wagte ich's, ihn anzureden:

Verzeihen Sie, mein Freund; mich dünkt, Sie schon irgendwo gesehen zu haben. Ihre Fisiognomie ist mir in diesem Augenblike erinnerlich. — O ja, erwiederte er, ich habe eine ziemlich erinnerliche Figur; meine Freunde sagten mir's oft, noch öfter meine Gläubiger, auch bin ich in der ganzen Provinz und in manchem Reiche wie ein Trampelthier, oder wie ein lebendiges Krokodill bekannt. Sie müssen wissen, ich machte sechszehn Jahre lang bei einer Marionettengesellschaft den Doktor Faust, aber in der lezten St. Bartholomäuskirchweih gerieth ich mit meinem Prinzipal in Streit. Wir prügelten uns tüchtig und trennten uns; er — um seine Marionetten zu verkaufen, ich — um hier vor den Thüren der Reichen vor Hunger zu sterben. — Wahrhaf-

tig, sagte ich, es thut mir leid, einen Mann mit einer so vortheilhaften Miene Noth leiden zu sehen. — Was die vortheilhafte Miene anbelangt, so steht sie Ihnen zu Diensten, mein Herr! versezte er. Wiewohl ich warlich nicht sehr hoch taxe, so darf ich mich doch rühmen, wenige Menschen sind eines so fröhlichen Humors, als ich. Hätte ich 10000 Rthlr. jährlicher Einkünfte, dann wäre ich freilich lustig genug; aber dem Himmel sei Dank! ich bin auch nicht darüber traurig, keinen Groschen in der Tasche zu haben. Find ich 3 Groschen in meiner Tasche, so theile ich sie gern, um einen Tischgenossen zu haben; hab' ich keinen, so bin ich auch nicht blöde, mir meine Zeche, von wem es immer sei, bezahlen zu lassen. Wie wär's, z. B. mein Herr! wenn sie mich mit einem Stükchen Braten und einem Kruge Bier zu regaliren beliebten? Ich will Sie dafür, wenn ich kann, ebenfalls traktiren, im Fall ich Sie einmal vor Hunger sterbend und ohne Geld irgendwo antreffe.

Da es immer der Mühe werth ist, einen kleinen Aufwand zu machen, um der Gesellschaft eines lustigen Kopfs zu geniessen, so führte ich ihn sogleich in das nächste Wirthshaus, wo man uns im Augenblik mit einer Schüssel noch rauchenden Bratens und einem Kruge schäumenden Biers bediente. Ich bin nicht im Stande, die Lebhaftigkeit zu beschreiben, welche in meinem Gefährten der Anblik dieses Diners erwekte. Herr! — sagte er — ich liebe diese Mahlzeit aus dreierlei Gründen: erstlich, weil Braten und Sauerkohl mein Lieblingsgericht ist; zweitens, weil ich Hunger habe; und drittens, weil es mich keinen Groschen kostet. Ach, es ist doch nichts

unver-

unvergleichlicheres. als eine Mahlzeit, die man umsonst hat — ein Schauspiel, wovon die Hauptrolle die beste ist! — Sein Appetit schien mit seinem Geschmake in gleichem Verhältnisse zu stehen. Er fiel, wie ein hungriger Wolf, über die Schüssel her. Als er aufgezehrt hatte, bemerkte er: der Braten wäre ein wenig hart gewesen. Doch das thut nichts zur Sache, fuhr er fort, meinetwegen hätte er noch so schlimm seyn können, ich würde ihn köstlich gefunden haben. Es lebe die Armuth und ein guter Appetit! Sie nur gewähren uns solche Genüsse! Wahrhaftig, wir armen Teufel sind die eigentlichen Lieblinge der Natur! Den Reichen behandelt sie wie eine Stiefmutter; er ist mit nichts zufrieden. Geben Sie ihm ein Stük von dem allerbesten Braten; er wird ihn immer hart finden; lassen Sie ihn mit Gurken in Weinessig eingemacht oder mit Rosinen zugerichtet seyn: auch die werden seinen Appetit nicht reizen. Für den Armen hingegen ist die Welt voll Herrlichkeiten, des schlechtesten Wirths schlechtestes Weinfaß enthält für ihn Champagner, saures Bier schmekt ihm wie Tokaier! — Juh he! es lebe die Freude! Ob unsre Güter gleich nirgends liegen, so finden wir sie doch überall. Wird ein Theil der oder jener Provinz überschwemmt, mir gilt's gleich: ich habe dort keine Ländereien; fallen die Stoks, mich kümmert's nicht: ich bin kein Jude. — Die Lustigkeit dieses Mannes bei seinem Elende reizte meine Neugierde so sehr, daß ich seine Schiksale ein wenig näher zu kennen wünschte; ich bat, mir etwas davon zu erzählen. — Sehr gerne, erwiederte er, aber lassen Sie uns vorher trinken, damit wir nicht einschlafen,

und, wenn wir noch wachen, lassen Sie noch einen zweiten Krug kommen: denn nichts ist so schön, als der Anblik eines Krugs schäumenden Biers. (Beliebe der Leser sich diese Methode zu bemerken, wenn er gleichfalls Schlaf befürchten mögte über Wahrheiten, die izt folgen.)

Vor allem müssen Sie, mein Herr! wissen, daß ich von sehr guter Familie bin. Meine Vorfahren machten einigen Lärm in der Welt, denn meine Mutter schrie Austern herum, und mein Vater rührte die Trommel; ich habe mir sogar sagen lassen, daß wir Trompeter in unsrer Familie hatten; wahrhaftig! Viele können keinen so respektablen Stammbaum aufweisen: doch das thut nichts zur Sache. Mein Vater wollte mich, als seinen einzigen Sohn, zum Erben seiner Talente machen, damit ich einst in seine Fußstapfen und als Tambour bei einer Marionettentruppe in Dienste treten könnte. Er erzog mich dieser grossen Bestimmung gemäs. Meine ganze Kindheit vergieng damit, daß mir Fausts Reden und die des Königs Salomo in ihrer ganzen Herrlichkeit verständiget wurden. Auf der Trommel machte ich übrigens keine vorzügliche Fortschritte. Die Natur hatte mir ein musikalisches Ohr versagt; genug, ich entlief mit 15 Jahren dem väterlichen Hause, und wurde Soldat. War mir das Trommelschlagen langweilig gewesen, so war mir's nun das Musquetentragen nicht weniger: weder der eine noch der andre Stand schikte sich für mich: ich wäre gern — ein Gelehrter gewesen. Hiezu kam noch, daß ich meinem Kapitän gehorchen sollte; dieser hatte seine Launen, wie ich die Meinigen, und Sie die Ihrigen.

Aus

Aus all dem zog ich die sehr vernünftige Schlußfolge: es sei unendlich angenehmer, seinem eigenen Willen, als dem Willen eines Fremden zu gehorchen. Der Soldatenstand machte mich bald griesgramig; ich verlangte meinen Abschied, aber ich war groß und kernhaft — und erhielt ihn nicht. Ich schrieb nun meinem Vater einen de- und wehmüthigen, reuevollen Brief mit der Bitte um Geld, mich loskaufen zu können — doch umsonst. Mein Vater pokulirte unglüklicherweise so gerne, als ich, (mein Herr, ich trinke auf Ihre Gesundheit) und die, welche diese schöne Eigenschaft besizzen, sind nicht sehr freigebig. Was war denn zu thun? — Gliedganz kam ich ohne Geld los — ich desertirte. — Izt war ich wieder frei. Ich verkaufte meine Montur, und entfloh auf den entlegensten Wegen. Als ich eines Abends in ein Dorf gieng, sah ich einen Mann, auf einem sehr schlimmen Wege, vom Pferde gestürzt, beinahe im Kothe begraben liegen; es war der Pfarrer des Orts. Ich eilte hinzu und rettete ihn. Ruhig sezte er sich wieder zu Pferde, dankte für meine Dienstfertigkeit und gieng seines Wegs weiter; ich aber folgte ihm nach: ich lasse mir gern die Leute an ihrer Thüre danken. Der Pfarrer that tausenderlei Fragen an mich. Er wollte wissen: wo und wer mein Vater sei? woher ich käme? ob er auf meine Treue bauen könnte? Ich beantwortete Alles zu seiner Zufriedenheit, und legte mir selbst, überaus bescheiden, jede erdenkliche gute Eigenschaft bei, z. B. Nüchternheit, (mein Herr, ich trinke auf Ihre Gesundheit) Diskrezion und Treue. Der Mann hatte gerade einen Bedienten nöthig: er nahm mich in der Qualität an.

Wir blieben nur zwei Monate beisammen, denn wir schikten uns nicht für einander. Ich aß gern viel, und bei ihm war Schmalhans Küchenmeister. Ich liebte hübsche Mädchen, und seine Haushälterinn war alt, runzlicht, häßlich und mürrisch. Da ich sah, daß man mich verhungern lassen wollte, faßte ich den frommen Entschluß, diese guten Leute vor dem Verbrechen eines Mordes zu bewahren. Ich stahl die Eier, sobald sie gelegt, leerte die Bouteillen, sobald sie gefüllt waren. Was mir nur irgend Verzehrbares aufstieß, verschwand. Doch — diese Künste wurden endlich entdekt, man gab mir den Abschied und 1 ½ Gulden als zweimonatliche Gage. Während der Pfarrer meinen Lohn zusammenzählte, beschäftigte ich mich mit meiner Abreise. Ich wurde im Hofe zwei gakkernde Hennen gewahr. Ich nahm, wie der Bliz so schnell, die zwei Eier, und pakte, um die Mutter nicht von den Jungen zu trennen, auch diese in meinen Schnapsak. — Nach einem so thätigen Beweise meiner Treue — doch fürchten Sie sich nicht, mein Herr, ich bin izt besser geworden — holte ich mein Geld, und nahm, mit meinem Bündel auf dem Rükken und einem Stok in der Hand, von meinem alten Wohlthäter, mit Thränen in den Augen, zärtlichen Abschied.

K.

(Der Beschluß folgt.)

Beilage
zum
vierten Stück des Breslauer Erzählers.

Das Begräbniß.
(Eine wahre Ereigniß.)

Vor ohngefehr acht Tagen hatte Wetter und üble Laune mich verstimmt, ich schlich im Hause umher und überlegte, mit wem ich zanken wolte; da kam

ein Mann, den etwa vierzig Jahr
schon Sonn- und Mondenschein umfloß,
in dessen Miene Kummer war,
der weinerlich sich so ergoß:
„Ach Herr! mir starb vor zween Tagen
mein einziges, geliebtes Kind,
auch meine Frau ist krank von Klagen
und wird gewiß von Thränen blind;
hab' nichts zu brechen noch zu nagen,
mein Kleid — Ihr seht's — durchheult der Wind!
Seid drum barmherzig! — Nur zwei Gulden
auf einen Sarg — und was zu Brodt!
Kann ich's nicht wieder Euch verschulden,
so lohnts gewiß der liebe Gott."

Nun

Nun bin ich zwar von Natur eben nicht freigebig, und wer mich der Verschwendung beschuldigen wollte, thät mir unrecht. Schon in meinen jüngern Jahren klagten die Mädchen über meine zu strenge Pünktlichkeit in diesem Falle: denn, wenn andre ihre Toilette an Geburts- und Namenstagen mit prächtigen Geschenken überhäuften, zog ich mich mit einem herzbrechenden Verschen, auf feines Postpapier geschrieben, aus der Affaire. Aber troz allem dem überfiel mich bei dem von neuen angestimmten Lamento dieses Mannes eine Art Mitleiden. Zwar weiß ich nicht wie das zugieng; denn meine sel. Großmutter sagte immer, wenn sie guter Laune war, zu mir: Junge, an dir ist auch nicht Ein gutes Haar! — Sie muß sich also doch wohl geirrt haben; besser als ich, war sie auf jeden Fall, aber dafür auch arm, und ich — ich bin Stein reich! — kurz, ich entschloß mich dem Manne zwei Thaler und zwar ohne Zinsen, auf vier Wochen zu leihen. Dies konnte ich um so eher, da ich ihn kannte und öfters in kleinen Geschäften mich seiner bedient hatte. Allein meine finstre Miene mochte ihn verjagt haben, denn mit einmal war er fort. — Ein ordentliches Herzklopfen fühlte ich, fühlte es bei dem Gedanken: der Mann kann verzweifeln! Geschwind rief ich einen meiner Leute, um ihm das Geld in seine Behausung zu schikken, ja es ihm gar zu schenken. Niemand wird wohl zweifeln, daß dergleichen Anfälle von Güte bei mir höchst selten über fünf Minuten dauern, und eben darum sprang geschwind der Herbeigerufne mit dem Gelde davon, um die Ausübung so einer edelmüthigen Handlung mir nicht zu erschweren. Glüklich kommt

mein

mein Bothe an; findet den Mann nicht zu Hause, wohl aber ein hübsches muntres Weibchen, die in der süßesten Zufriedenheit ihren Spinnrocken zaußte, und nichts weniger als krank war. — „Wo ist denn die Leiche?“ fragt er; und die Frau sieht ihn verwundrungsvoll an. Nach einiger Hin- und Hersprache löst sich das Räthsel; bitterböse über ihren Mann fängt endlich die Frau nach einigen kräftigen Betheurungen an:

Mir hat noch nie ein Kind gelacht.
Zwar werd' ich nächstens wohl eins haben;
— das sieht er schon an meiner Tracht! —
Doch noch ist's nicht zur Welt gebracht:
wie will's mein Mann, der Esel, denn begraben?

Mit dieser tröstlichen Nachricht kam er zurük, und ich mußte über den saubern Schwank herzlich lachen. Mir fiel dabei die Lehre eines Weltweisen ein, der sagte: Thu nicht alles, was du kannst, und glaube nicht alles was man sagt.

**

Nachricht.

Die resp. Theilnehmer dieser Wochenschrift belieben auf ein Viertel- oder auf ein halbes Jahr, und diejenigen, deren Wohnort hier ist, zur Bezahlung beim Schlusse jedes Monats, sich gefälligst zu entschliessen, wodurch sie in Rücksicht der Bequemlichkeit und prompter Expedizion jeder Zeit Vortheile gewinnen. Es erfolgt daher mit diesem Bogen, Nr. 4. von

von der privil. Grassischen Stadtbuchdrukkerei — der Expedizion des Erzählers — ein besonderer Bogen für die hiesigen Interessenten zur Subskribirung, darnach das Nöthige reguliert und für die Entrichtung des monatlichen Beitrags jedesmal quittirt wird; und es ist, was die Auswärtigen betrifft, bereits die Einrichtung getroffen worden, daß sie sich deshalb sowohl wie die auswärtigen Postämter an den Königl. Ober-Post-Director Herrn Scheffler, und an die Ober-Post-Secretairs wenden können.

Die Herausgeber.

Dieser Erzähler nebst dazu gehörigem Kupfer wird alle Wochen in Breslau bei seel. Grasses Erben ausgegeben und ist auf allen Königl. Postämtern zu haben.



J. G. Endler fecit